

Ohne Gott und Garten

Die Anfänge von Eisenhüttenstadt als „Stalinstadt“ in der DDR im Spiegel der Presse.

Von Andre Rompf.

Erste Städte

„Stalinstadt“ – die erste von vielen Idealstädten und Retortensiedlungen in der Geschichte der Architektur in der DDR. Die Volten und Wandlungen dieses Anspruchs von Stadt-Neugründungen und so genannter „Neubaugebiete“ von Eisenhüttenstadt (so der späteren Name von Stalinstadt nach dem Tod Stalins 1953) über Halle Neustadt bis hin zu autonom geplanten Stadtvierteln wie Berlin-Marzahn sind rückblickend in der bloßen Betrachtung der Formen und Ordnungen dieser dieser Baukunst nicht mehr ohne weiteres zu verstehen. Denn was sich für den heutigen Betrachter oft als schnöder Pragmatismus und herzlose Normierung ausnimmt, war immer auch von sozialen Utopien getragen. Deren Widersprüchlichkeit lässt sich daher auch durch Annäherungen an diese Baukunst weiter erschließen, wenn Architektur ideengeschichtlich erschlossen wird.

Den Anfang dieser Dialektik von Norm und Form ist in „Stalinstadt“ zu sehen. Am Ende dieses riesigen Experiments sollte der *Neue Mensch* aus der Asche auferstehen. Durch das Hier und Jetzt, mit seinen Wehen und Entbehrungen, sei die Zukunft zu erstreben. Am Ende der Nacht sollte die sozialistische Sonne über den Menschen aufgehen; eine klassenlose Gesellschaft, wahrhaft humane Verhältnisse und den ewigen Frühling bringen. Die Menschen auf dieses Ziel einzuschwören und zu erziehen war selbstaufgelegte Aufgabe des Staates.



„Herrscher Arbeiter“ – Bauarbeiter bei der Betrachtung fertiger Wohnkomplexe. Aus: Schleinitz, Karl-Heinz: Gestatten Sie daß ich vorstelle: Eisenhüttenstadt. Erste sozialistische Stadt Deutschlands. Betrachtung einer jungen Stadt. In: Neues Deutschland, 16. Juni 1963, s.p..

Der Arbeit kam in der Inkubationszeit des *Neuen Menschen* eine zentrale Rolle zu: Sie wirkte moralisch-erzieherisch als aktive Hinwendung und Gestaltung des Morgen und war dem *Neuen Menschen* – idealiter – Bedürfnis und ehrenvolle gesellschaftliche Verpflichtung zugleich. Ein ausgesprochener Arbeitsfetisch, wie er in den totalitären Systemen der Moderne allgegenwärtig war. Die fast-religiöse Erhöhung von Arbeit und Opferbereitschaft war andererseits im *Wettkampf der Systeme* ganz profan notwendig:

Die Wirtschaft der DDR war mit Verzug ins Rennen gestartet. Der Rückstand gegenüber dem industrialisierten Westen sollte die Etablierung einer Schwerindustrie nach sowjetischem Vorbild ermöglichen, die im landwirtschaftlich geprägten Osten der DDR neue Branchen erschließen sollte. Im Juli 1950 beschließt der Parteitag der SED den 1. Fünfjahresplan und als Projekt Nr. 1 und Großprojekt von nationaler Bedeutung den Bau eines Eisen- und Stahlkombinats in der Nähe der peripheren Landstadt Fürstenberg, nahe der polnischen Grenze. Das Großprojekt sollte wesentlicher Motor der wirtschaftlichen Entwicklung sein und nach sowjetischem Vorbild die Urbanisierung und Industrialisierung dünn besiedelter, agrarisch strukturierter Räume vorantreiben. Während zeitgleiche Projekte der Schwerindustrie

auf bestehende Anlagen und industrielle Infrastrukturen zurückgreifen konnten, eröffnete Minister Fritz Selbmann die Baustelle zum Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) im August 1950 mit den Worten: „*Wo jetzt noch Wald und Wiese sind*“¹ und fällte optimistisch eine erste Fichte dort, wo der erste Hochofen stehen würde. Innerhalb der nächsten fünf Jahre sollte ein gigantisches Werk entstehen, mit prognostizierter Jahreskapazität von 50 000 Tonnen Roheisen und – nicht zuletzt – einer angegliederten Wohnstadt für 25 000 Arbeiter und deren Familien, das spätere Stalinstadt und heutige Eisenhüttenstadt.

Vorhaben und Anspruch war kühn: Die Architektur und Struktur der *Ersten sozialistischen Stadt Deutschlands* würde Zuhause, Abbild und Vorbild des *Neuen Menschen* sein; kollektiv, gleich und frei. Auf vorzivilisatorischer Brachfläche ließen sich jene Visionen verwirklichen, die in den Bomben- und Brandflächen der Städte nur bedingt Entfaltung finden konnten. Weniger die Stadtreparatur, als der große Plan, der Gesamtentwurf barg die Utopie der *Neuen Stadt*, auf der sprichwörtlichen Grünen Wiese konnte eine Stadt entstehen, die sich frei von historischem Ballast und vorgegebener Struktur von Grund auf neu denken ließ. Die *Erste sozialistische Stadt Deutschlands* sollte Vorbildfunktion für weitere Stadtgründungen und -umbauten haben, sowohl Werk als auch Wohnstadt wurden unterer besonderer Anteilnahme der politischen Elite verfolgt – und entsprechend propagandistisch begleitet.

„Dort muss ich hin!“

Die mediale Aufbereitung lässt sich heute besonders anhand von Zeitungsartikeln gut nachvollziehen. Notwendigkeit und Absicht ist klar: Die neugegründete Stadt war auf regen Zuzug von Außen angewiesen und stand durchaus in Konkurrenz zu etablierten Industriestandorten innerhalb und – noch hatte keiner die Absicht eine Mauer zu errichten – außerhalb der DDR. Die frühen Artikel, die sich mit dem Bauvorhaben beschäftigen, zielen daher auf die Leistungsfähigkeit des Werks und dessen Konkurrenzfähigkeit ab, ein Aspekt der nach der Deindustrialisierung der SBZ und im Angesicht der mit Vorsprung gestarteten West-Deutschen

¹ ADN – DDR- Nachrichtenagenutr (N.N.), Tägliche Rundschau, 20. Aug 1950, s.p. - für die freundliche und hilfsbereite Bereitstellung der Zeitungsartikel danke ich dem ABI-Archiv herzlich, insbesondere Herrn Jörg Probst und Herrn Fabian Reifferscheidt.

Industrielandschaft nicht selbstverständlich war. So prophezeite Minister Selbman im Angesicht des ihn umgebenden Tannichts „*modernste Anlagen*“ und „*Stahl von bester Qualität*“². Ein Artikel schwärmt von „*höchsten Anforderungen an Arbeitsschutzmaßnahmen, Arbeitshygiene und von „umfassende[r] Sorge um die Werktätigen*“³ (Neues Deutschland, 31.5.1952) und soll auch junge, unerfahrene Männer des Umlands werben. Die Artikel stellen oft Identifikationsfiguren ins Zentrum ihres Berichts, einfache Landwirte und Landarbeiter, die ihr Glück in der neuen Stadt gefunden haben: Sicheres Einkommen und komfortable Wohnungen (mit Radio).

Im Vorhinein jedoch ist die Arbeit im EKO mehr als bloßer Broterwerb, vielmehr „*ein Werk des Friedens*“. Eine Reportage aus dem EKO, erschienen im September 1951 in Neues Deutschland, formuliert den moralischen Vorsprung deutlich:

„Aus dem Roheisen wird Stahl, aus dem Stahl werden Pflüge und die schaffen Brot. [...] Wenn du dort in westliche Richtung blicken könntest, dann würdest du andere Hochöfen sehen. Diese Hochöfen schmelzen Eisen, das einmal Mensch töten soll, nur weil der Hochofen einigen wenigen gehört, die an Kanonen mehr verdienen als an Pflügen.“⁴

Die notwendige Schlussfolgerung, mit dem der Reporter den Besuch im Werk abschließt ist ein unverhohlen suggestives „*Dort muss ich hin*“.

Entgegen der eigenen Prognose konnte der erste Hochofen bereits im September 1951 angeblasen werden und die Produktion beginnen. In die euphorischen Berichte von Planübererfüllung, „*Sturmangriffen gegen den Planrückstand*“ und angelaufener Produktion, mischen sich erste kritische Stimmen: „*Wo sollen die Arbeitskräfte untergebracht werden?*“, titelt die Zeitung der Metallindustrie im Juli 1951, beschreibt die Wohnsituation als chaotisch und regt den Bau einer großen Barackenstadt an, die der Wohnungsnot abhelfen soll. Dieser Artikel wirft erstmals ein Licht auf die

² ADN – DDR Nachrichtenagentur (N.N.): Ein neues Werk des Friedens. In: Tägliche Rundschau, 20. August 1950, s.p.

³ ADN – DDR Nachrichtenagentur (N.N.): Regierung beschloss Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeit im Hüttenkombinat Ost. In: Neues Deutschland (Berliner Ausgabe), 31. Mai 1952, s.p.

⁴ Czeper, Harri: Wo das Morgen gebaut wird. In: Neues Deutschland (Berliner Ausgabe), 22. September 1951, s.p.

Stadt, in der die zu diesem Zeitpunkt 6000 Beschäftigten untergebracht sind. Obwohl von Beginn an als Musterstadt geplant, lag zunächst kein umfassender Gestaltungsplan vor und beginnen die Bauarbeiten nur schleppend; aber eine Barackenstadt, auch eine ephemere, widersprach sicherlich dem Selbstverständnis der 'Ersten sozialistischen Stadt Deutschlands' entscheidend.

Nach einer in den ersten Gründungsjahren beider deutschen Staaten allseits beschworenen Freiheit der Kunst – also auch der Baukunst – hatte Walter Ulbricht spätestens mit den im Juli 1950 verabschiedeten „16 Grundsätze des Städtebaus“ die Diskussion um die „richtige“ Gestaltung eines Stadtgrundrisses ins Visier genommen: Städtebau ist Weltanschauung.

National in der Form, sozialistisch im Inhalt

Das politisch gewünschte Grundkonzept der *Ersten sozialistischen Stadt* stand schon zu Planungsbeginn Mitte 1950 fest: Walter Ulbricht hatte die enge Verbindung von Stadt und Werk als Grundmotiv vorgegeben. Aber weder Großstadt noch Kleinstadtidyll oder Werksiedlung, sondern „*Industriearbeiterstadt*“ mit allen Merkmalen und Strukturen einer eigenständigen Stadt sollte entstehen. Ein Platz als Demonstrations- und Versammlungsort sollte wesentliche Gewichtung im Stadtraum einnehmen und einen neuen Stadtypus hervorbringen.

Die Ende 1950 eingereichten Vorschläge von Franz Ehrlich schlugen eine organische Streusiedlung, unabhängig vom Straßenverlauf orientierte und auseinander gestellte Siedlungsgruppen vor, die sich in weiten Grün- und Freiflächen locker strukturierten. Auch nach mehrmaligen Überarbeitungen befriedigte diese, in der Gartenstadttradition gedachten Entwürfe, die Forderung nach Ulbrichts absolutistischen Stadtraum mit Zentralplatz und Magistrale nicht und wurden verworfen. Otto Geilers Entwurf, der ebenfalls Ende 1950 zur Diskussion steht, zergliedert die Stadt in fünf Bezirkszentren; zentrales Element bildet ein Demonstrationsplatz mit fünf- bis sechsstöckigen öffentlichen Gebäuden direkt gegenüber dem Werkseingang, womit der Platz als Scharnier zwischen Stadt und Werk fungiert und die von Ulbricht geforderte Torähnliche Akzentuierung des

Übergangs zwischen beiden Bereichen aufgreift. Obwohl Geilers Pläne bald wegen zu geringer Distanz zu westlichen Stadtkonzepten verworfen werden, werden bis 1951 erste Wohnblöcke fertig gestellt und bezogen.



Die Arbeit am neuen Hüttenkombinat Ost hat begonnen!

Am Freitag, dem 18. August 1950, wurde in Anwesenheit des Ministers für Industrie, Fritz Selbmann, mit den Vorbereitungsarbeiten für das im Fünfjahrplan vorgesehene große „Eisenhüttenkombinat Ost“ in Schönfließ bei Fürstenberg an der Oder, unmittelbar an der polnisch-deutschen Friedensgrenze, begonnen. Minister Selbmann erläutert den anwesenden Ingenieuren und Arbeitern den Bauplan

Apfn. ADN

„Dein Freund – der Plan“ – Minister und Ingenieure bei der Besprechung. Aus: ADN – DDR Nachrichtenagentur (N.N.): Ein neues Werk des Friedens. In: Tägliche Rundschau, 20. August 1950, s.p.

Geilers funktionalistische Wohnblöcke in Bauhaus-Manier bilden die Keimzelle der Wohnstadt – und werden heftig kritisiert: Die Zeitung der DDR Metallindustrie berichtet vom Unmut der Bevölkerung über die „nüchternen Hauseingänge“, die knappen Raumbemessungen, die kleinen Fenster, die „rangeklatschten Erker“ und die allgemein schlampige Ausführung der Arbeiten, „als ob hier die ersten Häuser gebaut werden“.⁵ Die in öffentlichen Zusammenkünften geäußerte Kritik wird von höchster Stelle beantwortet: Walter Ulbricht erscheint im Januar 1952 auf der

⁵ Preuss, Hans: Die grüne Stadt der 25 000 wächst. In: Zeitung der DDR-Metallindustrie, 17. April 1952, s.p.

Baustelle und präsentiert „verbesserte Entwürfe“ und veranlasst Vergrößerungen der Grundrisse, auch „die kärglichen Fassaden bekommen ein schöneres Gesicht“⁶. „Ein heiliges Unwetter entlud sich über die Verantwortlichen“, erinnert man sich noch Jahre später.⁷



Das Leben ist eine Baustelle – Bauarbeiter bei der Diskussion. Aus: Leucht, Kurt W.: Die sozialistische Stadt des Eisenhüttenkombinats Ost. In: Tägliche Rundschau, 19. September 1952, s.p.

Der neu eingesetzte Kurt W. Leucht übernimmt die Stadtplanung und verändert die Pläne entsprechend des staatlichen Umschwenkens auf einen Nationalstil, dessen reaktionäre Architekturauffassung zum Gegenentwurf zum imperialistisch-kapitalistischen Funktionalismus des Westens präsentiert wird. Dieser Paradigmenwechsel war Resultat einer auf höchster Ebene ausgefochtenen kulturpolitischen Debatte, mit weitreichenden Konsequenzen in allen Bereichen der Kultur, der

⁶ Wie Anm. 5

⁷ O.S.: Stalinstadt – ein Kind der Republik. In: Neues Deutschland, 6. Oktober 1956, s.p.

sogenannte Formalismusstreit. Für den Schweißer Stahner, Anwesender bei Ulbrichts Brandrede auf der Baustelle, ist die Sache wesentlich einfacher:

„[...] Wir haben gesehen, dass unsere Kritik vom Januar gehört wird – weil wir eine Regierung des Volkes haben [...]“ und „weil die Bauherren der Wohnstadt Fürstenberg wirklich die Arbeiter [...] sind.“⁸

Wenig später ist das Urteil über die funktionalistische Architektur Geilers gefällt: *„Mit Altstadt sind die ersten Häuserblocks gemeint, die in ihrer Rechteckigkeit wie überdimensionierte Steinblöcke wirken, schmuck- und einfallslos“⁹*. *„Reichere Gliederung [und] liebevollere Durchbildung von Details“¹⁰* sollen nun an eine deutsche Bautradition anknüpfen. Die traditionelle Aufteilung der Bauaufgaben in Heimat-Arbeit-Staat verleiht den Wohnhäusern fortan heimatische Elemente und übersichtliche Dimensionen, während sich der Staat mit monumental-klassizistischen Prachtbauten übermächtig und übermenschlich präsentiert. Funktionalismus und formale Reduktion wird allein bei den Betriebsstätten gestattet. Entsprechend Ulbrichts Vorgaben wird eine organisch gewachsene Stadt imitiert, auf allzu harte Kanten und Brüche verzichtet. Platz und Magistrale hingegen bleiben stadtprägend. Zumindest die Zeitungen suggerieren, dass die Neuausrichtung des gesamten Kulturapparates der frühen DDR als Reaktion auf die Beschwerden der Stahlarbeiter zu verstehen ist.

Menschliche Maße

Wie dieser neue Nationalstil bei der Bevölkerung ankommt, bleibt schleierhaft. Kritik zumindest wird nicht mehr laut. In ausschweifenden Reportagen werden die Vorzüge der Stadtentwicklung präsentiert: Krankenhäuser, Kindergärten, Schulen, Sportanlagen – alles auf dem neuesten Stand. Die Stadt heißt seit Mai 1953 offiziell *Stalinstadt*.

⁸ Wie Anm. 5

⁹ Wie Anm. 7

¹⁰ Leucht, Kurt W.: Die sozialistische Stadt des Eisenhüttenkombinats Ost. In: Tägliche Rundschau, 19. September 1952, s.p.



„Aufstanden aus Ruinen...“ – Kindergärtnerinnen in Stalinstadt. Aus: Nikolov, Peter: Überall sprudelt das Leben. In: Vorwärts, 24.10.1955, s.p.

Beliebtes literarisch-propagandistisches Mittel ist der Besuch eines Auswärtigen, der seine Eindrücke als Reportage darlegt: „Kürzlich erhielt ich als Westberliner die Möglichkeit an einer Besichtigungsfahrt nach Stalinstadt teilzunehmen“¹¹, hebt eine in Neues Deutschland veröffentlichte Lobeshymne auf die Stadt an. An anderer Stelle besucht ein sowjetischer Bruder „die Perle des mächtigen Aufbaus der DDR“¹². Der pathetische Ton richtet sich an die Bürger selbst, denen ihre Stadt von Auswärtigen erklärt wird, als wiege deren provinzielles Unbehagen nichts gegen die Meinung Herumgekommener.

Die einseitige Berichterstattung und die allseits beschworene Eintracht von Politikern und Volk überrascht nicht wirklich; die Presse ist längst gleichgeschaltet. Interessant hingegen sind jene Entwicklungen, die abseits der Hurra-Berichter-

¹¹ Wie Anm. 7

¹² Nikolov, Peter: Überall sprudelt das Leben. In: Vorwärts, 24.10.1955, s.p.

stattung stattfinden und unkommentiert bleiben. Denn obwohl Kritik kaum greifbar wird, schwelt unterhalb der Provokationsschwelle Unzufriedenheit, den eher in westlichen Medien nachzuspüren ist:

Was den Stalinstädtern fehlt ist eine Kirche. In den ersten Planungen von Franz Ehrlich noch vorgesehen, verschwindet sie bereits bei den ersten Überarbeitungen. Allein der West-Berliner Tagesspiegel vom 1. November 1953 berichtet von den Bemühungen der evangelischen Kirche ein Kirchengebäude zu errichten und von den Sabotageakten der Politik: Ein in die Stadt gefahrener „*Evangeliumswagen*“ sei von Volkspolizisten kommentarlos „*beschlagnahmt und weggeschafft*“ worden.¹³ Stattdessen wird die Einweihung des zentralen Kulturhauses im Gewand eines antiken Tempels mit Feiermärschen und ausladenden Artikeln in der Ost-Presse bedacht. Die Freude über Kinosäle und Freizeitspaß im Kulturtempel kann das etwas tiefer liegende Bedürfnis nach einer Kirche kaum stillen: Am 28. Dezember 1953 berichtet die Die WELT von einer, nur durch den Druck der Masse ermöglichten, improvisierten Heiligen Messe am Heiligabend in einer Gaststätte. Die katholische und evangelische Gemeinde Stalinstadts ertrotzen sich in den Folgejahren eigene, unscheinbare Gebäude; solange Ulbrichts Order „*Keine Kirchtürme in Stalinstadt*“ nachgekommen wird. Den Wunsch nach einer repräsentativen Kirche, mit Glockenturm und Gemeindehaus, wird erst nach langjährigem bürgerschaftlichem Engagement entsprochen, 1976.

Ebenso fehlen die Gärten. Zu Beginn noch strikt untersagt – der Gedanke an privaten Grundbesitz sollte tunlichst vermieden werden – werden die großzügigen, aber denkbar unpraktischen Grünflächen mit Zäunen parzelliert und bestellt. Der Kleingarten als privates Refugium in einer Stadt, die trotz anheimelnder Heimatarchitektur der Privatheit als Keimzelle bürgerlicher Reaktion misstrauen muss. Gedingene Zurückgezogenheit in einer Stadt, deren Plätze und Straßen für Massen gebaut sind, in der das Private politisch und das Politische privat zu sein hat. Der *Neue Mensch* zieht keine Gurken im Garten hinterm Haus, er demonstriert! Wie bieder, wie

¹³ N.N.: Keine Kirche in „Stalinstadt“. In: Der Tagesspiegel, 1. November 1953, s.p.

kleinbürgerlich und beschränkt so ein Garten doch ist. Der staatliche Widerstand dagegen wird bald wortlos aufgegeben.

Der politisch verordnete Schwenk auf eine nationale Bautradition wird 1955 wieder rückgängig gemacht; die ökonomischen Vorteile industriellen Bauens sind im Angesicht von Baustoff-, Arbeitskraft- und Zeitmangel nicht von der Hand zu weisen. Der Wechsel auf eine Architektur, die zuvor mit erheblichen rhetorischen Mitteln als menschenfeindlich-kapitalistisch, volksfern-amerikanisch denunziert wurde, gelingt in Stalinstadt geschmeidig: Statt die nüchternen Industriefassaden zu verteufeln, wird die Fortschrittlichkeit und Modernität der Wohnungen gelobt, auch die schnellere Fertigung wird dankend angenommen. Neues städtebauliches Großprojekt ist die dezidiert moderne Stalinallee nach Berliner Vorbild: Die sozialistische Stadt entsteht von nun an aus Verdichtung und Urbanisierung. Die sich im Bau befindlichen Planungen Leuchts werden abgebrochen. So wird das Herzstück der Planung, die torähnliche Platzanlage im Übergang zwischen Stadt und Werk, kurz vor Baubeginn gestrichen.

Wenig später schwärmt - wieder ein imaginärer Besucher - vom „gezügelt[e]n Spiel der Formen, Glas, Stahl, Beton und Keramik [...] der gläserne Autosalon und wieder Geschäfte“¹⁴. „Gläserne Eleganz“ soll das neue Gesicht der Stadt prägen. Der *Neue Mensch* spiegelt sich in glitzernden Fassaden. Wer hat etwas von einer „handwerklich anspruchsvollen, traditionsbewussten“¹⁵ Baukunst gesagt?

Kurt W. Leucht, der den Umschwung auf den Industriestil nicht mittragen will, wird seiner Ämter enthoben. Was die Stalinstädter davon hielten ist nicht überliefert; vermutlich gingen sie arbeiten und nach einem langen Tag im Walzwerk müßig durch den Garten. Wie menschlich.

Andre Rompf M.A. ist Kunsthistoriker und Redakteur von „Portal Ideengeschichte“.

¹⁴ Schleinitz, Karl-Heinz: Gestatten Sie daß ich vorstelle: Eisenhüttenstadt. Erste sozialistische Stadt Deutschlands. Betrachtung einer jungen Stadt. In: Neues Deutschland, 16. Juni 1963, s.p.

¹⁵ Wie Anm. 10